

Kindheit

Das neue Jahr war noch jung. Erst zwei Wochen nach Lichtmeß im Jahre 1696 waren vergangen, dennoch hatte nach dem anhaltenden Frost seit Christi Geburt ein voreilig warmer Südwind eingesetzt. Ein tiefblauer Himmel dehnte sich hoch über das weite Land im letzten südlichen Zipfel des Territoriums der Ellwanger Fürstpropstei. Sogar hier, auf der eher kalten Hochebene des Härtsfeld wurde die Schneedecke weich und wässrig. Die Fahrspuren der Landstraße von Ellwangen nach Neresheim füllten sich tagsüber mit Tauwasser und brauner, schmieriger Erde, nachts fror es an. Dann und wann dräuten dunkle Regenwolken, die der Wind über den weiten Himmel trieb, wobei er den Bäumen die Schneelast von den Zweigen schüttelte und an manch altem Unterstand für Mensch und Tier die morschen Latten lose rüttelte.

Jetzt schon führte die Egau eine Menge Tauwasser der Donau zu. Dazu kamen noch die kräftigen Regengüsse. Dieser Segen kam zur falschen Zeit, denn die gefrorene Erde konnte nichts davon aufnehmen. Ins Tal ergoss es sich, auf den vereisten Schnee einiger Felder und in den Wald, der den Flusslauf begleitete. Nach Vollmond hatte dieser warme Wind eingesetzt und regierte seit einer Woche das weite Land:

Ein karges Land, ungeeignet zum Ackerbau, sagten die Herrschaften. Des kleinen Mannes Los war es dennoch, mehr Steine von den Feldern zu lesen als Gerste zu ernten. Der bessere Dinkel gedieh hier sowieso nicht mehr, erst wieder im fruchtbaren Ries, in dem die Grenze zum bayerischen Herzogtum verlief.

Daher mussten sich viele Leute hier oben auf dem Härtsfeld als Hirten verdingen.

Der Reichtum des Landes lag vor allem in den riesigen Schafherden, welche unter den Herren des Landes aufgezüchtet wurden:

Den Neresheimer Benediktinern und jenen, die der Fürstpropstei Ellwangen zugehörten.

Doch weitaus prächtigeres noch hatte dieses karge Land zu bieten:

Der Schimmel auf dem Wappen, das an dem Torbogen eines reichen Gutshofes prangte, zeigte es an. Diese Domäne war knapp an der Grenze des Ellwanger Territoriums gelegen. Deren Besitzer, die Freiherren von

Kaltenfeld, entstammten einem alten Rittergeschlecht und hatten ihr Gut bis jetzt unbeschadet durch die Kriegswirren des ausgehenden Jahrhunderts gebracht. Durch das bekannte Gestüt, dessen Nachzucht auf dem Ellwanger Rossmarkt jedes Mal Aufsehen erregte, und durch ihre Schafferden waren sie wohlhabend. Ein Sitz im Rat der Fürstpropstei und ein Stadthaus am Ellwanger Markt gehörten ihnen seit jeher. Die Grenzkontrolle lag seit vielen Generationen in deren Händen, zuerst von einer Burg über dem Grenzbach Egau ausgeübt, dann von dem bequemeren Hofgut aus.

Der Vierseithof mit Schloss war in den letzten Jahren erneuert worden. Torhaus und Meierei waren ebenso wie das Herrenhaus mit einem neumodischem Mansarddach mit Ziegeln eingedeckt. Reisende wurden bereits beeindruckt durch die Regelmäßigkeit des neuen Torhauses, der Meierei und der Kapelle. Deren weiße Wände, unterbrochen durch die gelben Einfassungen der Fenster, rundbogig und hoch bei der Kapelle, stachen ab gegen die dürftigen Dörfer hier mit ihren graubraunen, mit Feldsteinen und krummen Bauhölzern aufs Geratewohl zusammen gezimmerten Bauernhütten, Tagelöhner – und Hirtenhäuschen. Neugierige bekamen beim Blick durch das Tor auf das neue Herrenhaus noch mehr zu staunen:

Sogar die Freitreppe war nach neuer Mode angelegt und führte von zwei Seiten zu dem mit Säulen und Tympanon eingerahmten Portal.

Aufwändige Umrahmungen der Fenster, Wandsäulen von unten nach oben bis unters Dach zu beiden Seiten des Baus zeugten von der großzügigeren Bauweise der neuen Zeit. Das Wappen im Tympanon des Portals bekrönte das Werk des italienischen Baumeisters, der in Ellwangen schon einige Stadthäuser erbaut hatte.

Über dem Tor war nochmals das Wappen der Kaltenfelder zu sehen, weißes Ross über grüne Wiese sprengend auf blauem Grund. Jetzt, am Ende dieses Wintertags, lag es bereits im Schatten. Die vergoldete Kapsel des Türmchens auf dem Torhaus glänzte in der Abendsonne. Doch die Pfützen voller Schmelzwasser, die den Innenhof etwas verunzierten, froren, da sie zu der Stunde schon im Schatten lagen, wieder zu.

Im Schatten lag auch das Portal des Herrenhauses. Der Baumeister mit seinem Trupp, den Johann Fürchtegott von Kaltenfeld hatte kommen

lassen, hätte im vergangenen Jahr fast alles vollendet, als ihn ein wichtiger Auftrag der Geistlichkeit in seine Heimat zurückrief. Daher war das Gesindehaus, dessen Giebel gerade eben bis zur Traufe des Schlosses reichte, noch im alten Zustand: Eben drückte der Wind eine Rauchfahne auf die Straße und zurück ins Loch, wo sich die Dachseiten trafen an der dem Herrenhaus abgewandten Seite. Der Rauch stieg von der Herdstelle auf, schwärzte das immer noch strohgedeckte Dach und suchte durch dieses Loch nach draußen zu entweichen, was jetzt nicht gelang. Kein Ziegel regte sich auf den neuen Dächern, als eine Windböe darüber fuhr, nur die kleinen Fensterläden des Gesindehauses klapperten. Drinnen war es schon zwielichtig düster, obwohl die Sonne noch über den Feldern stand, die Schatten sich jedoch bereits verlängerten.

Leise murrend hatte sich der Großknecht mit einem rauchenden Kienspan begnügen müssen: Er schnitzte an den Zinken eines Rechens und wies einige der jüngeren in die Arbeit ein. Es war Sonntag, und normalerweise fanden die Dienstleute nach dem Gottesdienst und der Christenlehre Muße genug für leichtere Arbeit und freuten sich auf den Schwatz, der nebenbei dahinplätscherte. Die Fensterläden zur Straße hin waren an solchen Tagen meist geöffnet, des Lichtes wegen und um Vorübergehende abpassen zu können, die meistens einiges zu erzählen hatten.

Doch an diesem windigen ausgehenden Sonntag schwiegen die Mägde und Knechte zu dem, was sie bei der Herdstelle sahen:

Da barg doch tatsächlich der Hofkaplan, der Jesuitenpater Justinus Zoller ein winziges Neugeborenes, noch dazu nur ein Mädchen, in den Falten seiner alten Wollkutte! Die gelblich-weißen Leintücher des Wickelkindes haben sich von dem braunen Priestergewand ab.

In stiller Freude leuchtete sein faltiges Gesicht, als er ein Fetzen Leintuch in eine Schüssel warmer Milch tauchte und dem Neugeborenen an den winzigen Mund hielt. Eifrig saugte das Kind daran.

Eine der Mägde stand am Herd, packte den großen Topf voller Wasser, in dem sonst Habermus und Gerstenbrei, dazu Kraut und Rüben gekocht wurden, und leerte das heiße Wasser in einen Zuber nahebei. Dampf vermischte sich mit dem Rauch, welcher vom Herd aufstieg. Hin und wieder hob das kräftige Weib ein Stück Tuch aus dem heißen Wasser und

stampfte es mit einem Holzknüppel. Voller Abscheu sah sie, wie Blut aus den Tüchern und aus dem Kleid ins Wasser entwich. Ihr gefiel diese Arbeit wenig, machte das Blut einer Gebärenden doch sogar den alten Waschzuber unrein, sie selbst außerdem ebenfalls, doch gegen das Wort des Paters hatte sie nichts zu sagen. Es interessierte den Pater wenig, dass danach vielleicht niemand mehr mit ihr zusammen sein wollte, am Tisch von ihr abrückte und ihr verbot, mit den anderen aus der gemeinsamen Schüssel zu essen. Wie die alte Gret, die vor vielen Jahren einen Blutsturz gehabt hatte, würde sie sicherlich einige Monate gemieden. So wusch sie schnell und sah zu, mit dem Bottich zur Türe hinaus zu kommen und das Wasser am besten an den Holderbusch im Schatten, zwischen Gesindehaus und Meierei, auszuschütten. Dann hastete sie zum Brunnen in der Mitte des Hofes, zog einen Eimer Wasser hinauf und spülte die Wäsche damit aus. Sorgsam vermied sie, dass Spülwasser in den Brunnen zurückfloss. Man munkelte, dass sogar die Pest von einem unvorsichtigen Weib ausgelöst werden konnte, die nach der Geburt das, was mit dem Kind kam, nicht an einem Ort vergraben hatte, an den kein Sonnenstrahl schien. In einen Topf sollte es hinein, und dieser, umgedreht und im tiefsten Loch, oder, besser noch, im Keller verwahrt werden, geschützt auch vor Ratten und Mäusen. Der Pater indes verrichtete die ungewohnte Arbeit am Herd und betete dabei.

„Was ihr dem Geringsten unter Euch antut, das tut ihr mir an“

Dies Bibelwort durchdrang sein Tun und Denken und erfüllte sich wieder an jenem Wintertag in diesem ausgehenden Jahrhundert voller Krieg und Not. Mit Hingabe hatte er gleich nach der Geburt das Mädchen in der Kapelle nach der Katharina von Siena getauft, als Zeugen den unwilligen Roßknecht und die Köchin bestimmt.

„Sitzt da doch der Pater mit dem Balg der Hühnermagd!“

Dies zischte eine der Küchenmägde den anderen beiden zu, die über den Hof zum Gesindehaus strebten, fluchend über Glätte und den Matsch, der über die Holzschuhe stieg, Strümpfe und Fußlappen durchnässend.

Sie traten durch die niedrige Türe ein, blieben jedoch mit offenen Mündern im Eingang stehen.

„Geht gleich wieder, bringt frisches Stroh und einen neuen Leinensack!“

Die Wöchnerin braucht ein warmes Lager!“ , rief ihnen der Geistliche zu.
„Na los, rührt Euch!“, setzte er nach, als sie, immer noch mit offenen Mündern, da standen und auf die friedliche Szene am Herd starrten. Die Magd, welche wieder am Herd stand und die ausgewrungenen Stoffstücke sowie das Kleid auf Stangen über dem Herd aufhängte, nickte den beiden auffordernd, doch mit einer Grimasse des Abscheus zu.

„Und vergesst nicht, saubere Leintücher zu bringen! Ihr- ihr bringt die Lene vom Heuboden herunter hierher!“

Auf diese Aufforderung standen der alte und der junge Knecht auf, legten die angefangene Arbeit auf den Tisch und wandten sich der Türe zu. Auch sie schnitten ein Trotzgesicht zur Wäscherin, gingen dann aber rasch hinaus. Bald darauf stand aber die Meierin, erkenntlich an ihrem besseren Gewand und ihrer üppigen Figur, in der Türe, bis der Pater ihr unwirsch gebot, einen Topf voller Hühnerbrühe zu bringen.

„Und zwar von dem unlängst geschlachteten Huhn, an welchem Sie sich selber und ihr Ehemann sicherlich zur Genüge gesättigt haben!“, setzte er dazu. Schnaubend schloss sie die Türe von außen und lief rasch über den Hof, ihrer Wohnung zu. Ihr Mann sah sie schon durchs Fenster der guten Stube. Eben hatte er einen Zug aus der langen Tabakspfeife getan und wollte sich, gemütlich am Kachelofen im Ohrensessel sitzend, dem neuen Jahreskalender des Jahres 1696 zuwenden. Doch seufzend hörte er die Haustüre im Torbogen widerhallen.

„ Stell Dir vor, der Pater macht die Amme für die Hühnermagd!“

Mit diesen Worten stand sie auch schon schwer atmend in der Stube.

Der Meier, gestört in seiner Ruhe, ereiferte sich sogleich:

„Der stell mir einen tollen Pfaffen vor! Erst das Gerede über Christi Sanftmut, als er mich vor dem Herrn wegen vermeintlich grober Behandlung meiner Knechte rügte, und jetzt dies!“

Auch sein Weib erinnerte sich an diesen Vorfall:

„Als Du dem Niklas, der letztes Jahr so aufgeschossen ist und den anderen die Haar vom Kopf frisst, eine Tracht Prügel mit der Rute gabst?“

„ Der ein Mutterschaf mit Lamm am Hang zum Bach hin verloren hat! Mit einer frechen Ausrede wollt er mir kommen!“

„Den hast Du geschickt, im Vollmond das Schaf zu suchen, bevor es die Wölfe holen, und er kam ohne es, doch ganz elend und zittrig wieder her?“

„Die Morgenmesse zu St. Gallus hat er gestört, und der dumme Pater hat seine Predigt doch tatsächlich unterbrochen!“

„Kniefällig hat er den Pater um Beistand angefleht!“

Der Meier erinnerte sich: Recht lebendig hatte Niklas seine Erlebnisse dieser Nacht in der Schäferhöhle geschildert, und das während der Messe!

„ Auf einmal haben sich die Felsen bewegt und mit einer Hand, groß wie die Pfanne, hat mir einer zugewunken! Der Nebel hat sich nur etwas verzogen und ich sah den Mond darüber, und auf einmal wie ein Gesicht, ein Kopf auf der Felsgestalt! Gezittert hab ich und den Heiligen Erzengel um Beistand angefleht!

Pater Zoller blieb ruhig, während seine Gemeinde Schreckenslaute hören ließ. Dann erwiderte er:

„ Mein Sohn, wunderliche Gesichte hast Du gehabt. Doch der Leibhaftige hat keinen Anteil an Dir. Du hast Dich des engelhaften Beistandes versichert und bist wohlbehalten und am Leben. Sei froh und preise Gott für Deine Errettung im Angesicht der höllischen Gefahr. Der Herr Jesus widerstand dem Teufel, der sich ihm in weit schönerer Gestalt näherte. Euch einfache Leut mag er durch Angst und Schrecken in seine Fänge treiben. Kommt, beten wir ein Dankgebet für Niklas' Errettung.“

„Da hat der Niklas gern gebetet.“, versetzte der Meier mit einem Lachen.

„Sogar der Herr hat es gesehen, und die Herrin war ganz hingerissen von seiner Frömmigkeit.

Doch – frisch gestärkt und abends im Kreise der anderen, da wurden seine Worte mutig: Mit St. Michaels Schwert gegürtet, so wäre Niklas gegen eine wahre Höllenschar angegangen, die sich im Tal erhob und hätte – wie alle ja sehen könnten, tapfer stand gehalten. Wie sie auf ihn eingedrungen wären und hätten ihn schier verschlungen, ins kalte, steinerne Grab gebracht, dort neben dem Fluss. Die Nixen seien dazu noch aus dem Wasser gestiegen und hätten an ihm gezogen: Oh, wollüstig, ja, wie es manch einer erzählt hatte, doch dann wurde es kalt und ging und in ein schreckliches modriges Loch hinab. ja- vielleicht bis zur Mitte der Erde, wo alle Nixen sich treffen und alle Quellen entspringen. Auch wenn diese nur Gestalten waren aus dem Nebel, der jeden Morgen im Herbstmond vom Fluss aufgestiegen war, Niklas hatte sich einige

Abende zum Wortführer aufgeschwungen. Die jüngeren hingen an seinen Lippen, doch einige der älteren Großknechte runzelten die Stirn.

„Geh doch mit den Komödianten! Mit Deinen Geschichten kommst gewiss zu vielen goldnen Talern!“

Auf den begeisterten Blick des Burschen langte sich der Rossknecht an den Kopf.

Es dauerte noch ein halbes Jahr bis zu diesem Sonntag des Bischofs Valentin, dann hatte der Meier endlich Gründe genug für eine Beschwerde über den Geistlichen, der sich offensichtlich auf die Seite des Gesindes geschlagen hatte.

Und dies offensichtlich mit frommen, lebensfernen Sprüchen begründete. Die Tage darauf verzog sich Wind und Regen. Die Sonne schien tagsüber, taute auch in einigen Ecken vergessene Dunghäufen auf, kurz, es roch nach Frühjahr, als der Herr von seinem Aufenthalt als Ratsherr der Fürstpropstei Ellwangen zurückkehrte. Nach dem langen Ritt waren seine hohen Stiefel mit Matsch bespritzt. Ein guter Reisemantel hatte jedoch das grünsamtene Wams und die grünen, mit rotem Stoff unterfütterten Hosen geschützt.

Kaum war er durch den Torbogen hineingeritten, kaum hatte er nach dem Ritt auf schwierigem, teilweise glatten Weg aufgeatmet, stürzte auch schon der Maier aus seiner Haustüre und lief zielstrebig auf ihn zu. Schneller als der Rossknecht war er bei ihm, daher blieb der Herr im Sattel. Mit einigen Bücklingen, welche seine Ungeduld kaschieren sollten, machte der Meier die letzten Schritte auf den Schimmel und seinem Reiter zu und trug eilends haspelnd seine Geschichte vor:

„Der Pater macht die Amme fürs Balg der Hühnermagd und macht sich bei Allen zum Narren, erst die Fürsprach für den Schäferlümmel, dann dies, wo soll das noch hin, wenn niemand mehr Respekt hat vor der Obrigkeit, so geht's auch an Euch raus, wenn es so weitergeht!“

Bei diesen Worten schwoll des Herrn Zornesader unterm federgeschmückten Hut.

„Er halte Ordnung unter der Dienerschaft! Über Hochwürden zu lamentieren steht Ihm nicht zu!“

Eingeknickt wich der Meier vom Platz.

Am Abend jedoch wurde Pater Zoller zum Herrn in die Schreibstube

gerufen. Auf und ab ging der Kaltenfelder, von der dunklen Holzverkleidung auf der Fensterseite schritt er zum prunkvollen Kachelofen und wieder zurück. Der Pater blieb bei der Türe stehen, als der Herr das heikle Thema ohne Umschweife ansprach:

„Sehe Er sich vor, Hochwürden, dass Er sich nicht zum Gespött mache! Er verliert seine Schäfchen wie der Niklas das Seine beim Fluss! Schau Er zu den Protestanten: Je eifriger und strenger diese predigen, desto mehr Volk läuft jenen zu, die doch den baren Unglauben vertreten! Zu Nördlingen war ich im Herbst, da hörte ich es schon vor der Kirche: Ein einträchtig Auditorium hatte deren Seelenhirt, um so eifriger er gegen die Sünd' menschlicher Überhebung wetterte.“

„Vor der Kirche hat einer gepredigt?“

Zoller schaute bei seiner Frage auf, begegnete dem Blick des Kaltenfelders.

„Eben, davor. Und umso eifriger und lauter. Da ich auf der Treppe zum Rathaus stand, hörte ich so einiges mit: Der Einzelne verleugne sich für die Gemeinde, solle nicht auffallen und anders sein wollen, sich aufputzen mit gescheiter Rede und hoffärtigem Treiben.-“

Hier unterbrach Zoller den Redefluss des Herrn:

„ Je lauter, desto wirksamer. Der ganze Markt dürfte zugehört haben. Und dies einer recht ‚gescheiten Rede‘. Inzwischen sind bei der Mehrzahl der Andersgläubigen derlei Gemeinen nicht mehr so gern gesehen. Dieser musste vor der Kirche predigen, denn die Protestanten gehen seit dem Augsburger Friedensschluss meistens mäßige Wege und dulden nicht jeden, der nur recht laut predigt, in ihren Reihen.“

„Zurück zu unserem Casus!“, setzte der Herr mit einem Räuspern an und fuhr fort:

„ Er verliert seine Autorität unter den Leuten! Das wirkt in deren Ungehorsam auf meine Reputation zurück. Die gottgewollte Ordnung der Welt darf unter Seiner Milde nicht wanken, Pater! Hat Er die Unordnung auf dem Hof gesehen? Jetzt bringt es die Sonne zu Tage!“

Zoller dachte zwar, dass die Unordnung auf dem Hof Sache des Meiers sei, doch schwieg er wohlweislich, blieb dann in seiner Rede lieber in seinem Metier.

„Auf einer Eselin ritt unser Herr Jesus ein in die Heilige Stadt“, antwortete

er nach reiflicher Überlegung,

„so trug er uns Menschen Bescheidenheit an. Was ihr dem Geringsten unter uns antut“-

„Nun, gewiss“, der Herr räusperte sich nochmals vernehmlich,

„doch im Falle des von Euch eifrig protegierten Burschen hat es wohl zum Übel ausgeschlagen: Wie erhöht vor den Anderen, ja sogar vor Älteren, führt der Niklas freche Reden: Über die Teufel, die er in jener Höhle besiegt hätte! Da ist doch Widersetzlichkeit im Keim angelegt!“, fuhr er auf.

„Gut, dass er Dies vermeldet“, erwiderte der Pater, furchtlos sah er sein Gegenüber dabei an :

„Ich werde mir den jungen Prahlhans vorknöpfen und mit einer Buße belegen, die ihn eine Weile von dergestalt Reden abhält! Leider hat der Maier Euch damit belasten müssen, wäre er doch besser gleich zu mir gekommen. Doch in der Sache des Kindes erbitte ich mir Euren Beistand, denn dies ist unschuldiges Leben. Auch die Hühnermagd, die ledige Mutter, hat ihrer Arbeit nicht nachkommen können. Die Weiber müssen das auch bitte ohne meinen geistlichen Beistand ausmachen, zumal die Meierin...“

„Das lass Er meine Sorge sein, den Meier sag ich's, dass er es seinem Weib vermeldet!“, lenkte der Herr ein, obwohl er noch leise grollte.

Erleichtert schritt der Pater die Treppe zum Parterre hinunter, ließ seine Hand dabei auf dem gefällig geschwungenen Geländer abwärts gleiten. Auf der Freitreppe vor dem Portal atmete er auf.

Er schaute zurück auf das Wappen über den Türflügeln und dachte:

„Er ist kein schlechter Herr, der Kaltenfelder. Es gibt wahrlich Schlimmere, die zu allem Überdruß durch die Kriege reich wurden.“

Bald jedoch war der Herr vom Wirken des Geistlichen wiederum überzeugt: Niklas' Reden waren verstummt, meldete der Meier höchst widerwillig auf Nachfrage. Denn der Bursche hatte ab dem Tag nach der Aussprache zwischen Herrn und Hochwürden seine Zeit von der Abendmahlzeit bis zur Nachtruhe bei Vaterunser und Rosenkranz in der Kapelle zugebracht.

Das hatte er so zu halten bis zum Osterfest, dann würde man

weitersehen. Im Gebet verging die Zeit, welche den Niklas sonst weiter in

die zwielichtige Welt der Feenhöhlen und Hexensteine geführt hätte. Bis er seiner eigenen Phantasie nicht mehr entkommen wäre, Pater Zoller sah das wohl. Eindringlich legte der Geistliche dem Schäferburschen das Gleichnis vom guten Hirten nahe. Der liess sich von leibhaftigen Wölfen nicht schrecken, wenn auch seine Herde auseinander rennen wollte. Er sammelte sich selbst im Gebet und dann brachte er Ruhe zu seinen Schafen zurück, die vertrauensvoll auf ihn blickten. So würde auch der Wolf keine Beute machen, denn wie der böse Feind setze er auf die Panik, von der die Schutzbefohlenen und der unachtsame Hirte befallen würde. Dies brachte der Pater auch zur Andacht vor dem Ostermahl. Johann, der älteste der Schäfer nickte und brummte. Da die Leute in dem Moment sich zu ihm drehten, so dass eine Unruhe am langen Tisch der Gesindestube entstand, forderte der Pater ihn auf, zu reden.

„Der Schäfer, der ruhig bleibt, wird mit Wölfen fertig. Er hat seine Wolfshunde, die ja schon den Feind gewittert haben, und denen muss er dann nicht viel befehlen. Sie spüren die Sicherheit in der Nähe des Schäfers und verjagen auch ein ganzes Rudel. Schaut, den Wolfspelz habe ich davon. Damit wies der alte, rüstige Schäfer in Richtung seines Lagers, auf dem ein wertvoller Wolfspelz lag.

„Das habe ich Rauz und Bauz zu verdanken, die beiden Hunde, von denen die jetzigen abstammen. Gemeinsam haben sie den großen alten Wolf zur Strecke gebracht, der sogar im Dorf damals einige Kinder gerissen hat. Ach – als ich jung war!“

Lächelnd nickte der Pater und fuhr fort, bis zum Segen, bis zum Amen. Die Leute bestürmten den Schäfer mit Fragen, so dass er, obwohl Kraut und das Fleisch des Osterlammes lockten, die Geschichte wiederholte und nach dem Mahl seine Erlebnisse zum Besten gab.

Justinus Zoller hätte es im Leben besser treffen können:

Nachdem er seine geistliche Ausbildung in Ingolstadt genossen hatte, war er in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts nach Eichstätt beordert worden. Als geistlicher Berater und Beichtvater armer Sünder, auch der Zauberei Verdächtiger hätte er eine glänzende Laufbahn beginnen können, zu Hofe des Johann von Westerstetten, der von Ellwangen dorthin gekommen war.. Doch als er in der Sache eines armen Weibes seinen Dienst zu versehen hatte, versagte er dem Gericht seine Zusage.

Dies wäre in dem Falle wichtig gewesen: Wollten doch die Herren Richter und Geschworene von ihm als Vertreter der Geistlichkeit einen Bescheid, nach dem sich die Angeklagte der Hexerei tatsächlich schuldig gemacht hätte.

Justinus Zoller hatte jedoch darauf bestanden, Milde walten zu lassen. Befeuert war er damals vom Idealismus der Jugend. Ein Studienkollege war Philipp Jeningen, an dem Zoller sich schon damals ein Beispiel nahm. Viel Gutes vor allem im einfachen Volk sollten beide wirken. Mit Pater Philipp verging endgültig die dunkle Zeit des Hexenglaubens in Ellwangen, denn er predigte zeitlebens die Botschaft Christi Liebe und Auferstehung gegen diese Angst, die sich immernoch in Häusern und Hütten festgesetzt hatte.

Pater Zollers Worte vor Gericht wurden widerstrebend angehört, doch die Anklage fiel aufgrund fehlender Beweise in sich zusammen.

Dafür aber hatte er die Aussicht auf eine weitere lukrative Laufbahn zum Opfer gebracht, zum Bedauern seiner Familie. Sein eigener Wunsch war es, wie sein Vorbild unter den armen und einfachen Leuten zu leben und zu wirken.

Seit nunmehr fast dreißig Jahren betreute er als einfacher Pater die Seelen dieses abgelegenen Gutes.

Das Kind jedoch war die unbedeutendste und ärmste Seele seiner kleinen, ihm anvertrauten Schar.

Deren ledige Mutter, Lene Schusterin aus Ellwangen, hatte es sich bei einer unbedachten Liebelei mit einem vornehmen Bürgersohn machen lassen. „Hurerei!“, schrien die Leute und wiesen sie, deren arme Schustersfamilie sich auch von ihr losgesagt hatte, aus der Stadt. Glück hatte sie gehabt, denn auf dem Egauhof hatte sie Unterschlupf, Lohn und Brot gefunden. Das hatte der reiche Liebhaber ihr gerade eben noch vermitteln können.

Obleich ihre Mutter es nicht wünschte, vertrug Käthe den Gerstenbrei, den es für alle gab, und gedieh. Vielleicht war es auch dem Pater zu verdanken, der einem Mutterschaf etwas von der Milch nahm und es immer wieder dem Kind zu trinken gab.

Ihre Mutter behandelte sie bestenfalls gleichgültig. Viel öfter gab es Streit und wüstes Schimpfen zwischen ihr und der alten Gret, die dazu bestimmt

wurde, auf dieses Kind aufzupassen. Abends war sie dieses Dienstes müde und drückte es der Mutter in die widerstrebenden Arme. Erschreckt schrie das Kind einige Male, wenn sie die harten Hände spürte. Das ging so weit, dass eines Abends die Hühnermagd das kleine Menschenkind so schüttelte, bis ihr eine der Wollwäscherinnen in die Arme fiel und sie zur Ruhe brachte:

„Der Pater wird Dich schimpfen, vielleicht gibt er Dich gleich als Kindsmörderin an, wenn Du so weitermachst!“

Vom Lärm alarmiert, trat der Pater in die Gesindestube, entwand der zürnenden Mutter das Kind und rügte sie, wie vorausgesehen:

„Gehst du mit dem Kind um wie ein Christenmensch, es nimmt Schaden und vielleicht geht es schlimm aus! Dann wird Dir keine Gnade mehr zuteil, bis zum jüngsten Tag! “

Doch ab diesem Abend um Laetare war der Pater wie zufällig viel früher als sonst in der Gesindestube anzutreffen, schon wenn die Leute von der Arbeit kamen und nicht erst zum Abendgebet vor der Mahlzeit. Er begnügte sich sogar mit einem Kienspan für seine Bibellektüre, und wie zufällig nahm er fast jedes Mal der alten Gret das Wickelkind ab.

Sein Gesicht prägte sich dem Kind früh ein, weil es ihr fast immer Freude zeigte. Wenn er sich über sie beugte, so lächelte sie ihn still an. Auch wenn er, gar nicht nach Kinderart, dafür verständig mit ihr redete, so gab sie Antwort mit Augen, deren Glanz sich vertiefte.

Kaum jedoch, dass sie laufen konnte, legte die alte Gret ihr einen Kälberstrick um den kleinen Leib. Dann wurde sie von einem der Knechte festgebunden: An einem Zaunpflock im Garten. Oder an einem Pfosten in der Gesindestube. Das Surren des Spinnrades der alten Magd mischte sich mit dem Gebrumm der Fliegen, die in eintönigen Kreisen unter dem Dach hin und her flogen. Stunden von Einsamkeit und Eintönigkeit waren das. Käthe würde sich daran erinnern als eine Zeit, die stehenblieb. Bis sie das Gesicht des Paters über sich sah, und wie er sich freute, als sie ihm die ersten Worte entgegen hielt. Wärme erfüllte Mann und Kind.

In ihrem zweiten Sommer entdeckte er ihr stilles Eingehen auf die Natur, wie er sie in seinem Garten beobachtete, eines mussevollen Sonntags. Eine Stunde später saß sie immer noch am selben Beet und schaute auf die Kamillenblüten vor sich. Nicht wie andere Kinder, die längst alle

Pflanzen ausgerissen hätten, strich sie nur von Zeit zu Zeit über die kleinen Polster der Blütenköpfe. Kaum hatte sie das dunkle Gewand des Paters gesehen, ja den Schatten nur, so drehte sie den Kopf und strahlte. „Das ist die Kamille, die heilt Dich bei Fieber und Husten, mein Kind.“ Sie plapperte wie verständig zur Antwort und strich Justinus zärtlich mit einer der Blüten über die Wange.

Ärgerlich hatte der Pater eines anderen Tags den Trank fortgekippt, den die alte Gret eines Nachmittags dem Kind einflößen wollte: Hatte das alkoholische Gesöff noch dazu bitter geschmeckt. Nachtschatten war es, wie Zoller kurz darauf merkte. Schon für den normalen Menschen bedenklich, die Sinnesverwirrung, die davon bewirkt wurde, wie viel mehr dann für ein zartes Kind.

In ihrem dritten Lenz arbeitete sie schon einige Stunden lang. An der Seite der Mägde, die sie für ihren Fleiß lobten, rupfte sie Unkraut vom Rübenacker, zwischen den Krautköpfen und sogar beim Pater im Kräutergarten. Manchmal hielt sie inne und spürte dem zarten Weben und Wirken der Natur nach. Nie schalt sie der Pater dafür. Nach einiger Zeit forderte er sie zu einem Gebet auf oder stellte ihr eine einfache Frage. Ruhigen Blicks schaute sie ihn an, und mit vier Jahren gab sie verständige Antworten.

Pater Zoller war zufrieden. Hatte er doch einen lebenden Beweis dessen, dass die häufig auftretende Blödheit der unehelichen Kinder und der Ärmsten unter ihnen nicht auf Gottes Willen zurückzuführen war, sondern auf die unselige Wirkung dessen, was den Kindern eingegeben wurde: ein alkoholisches Gebräu, worin außer Schlafmohn sogar manchmal kleine Prisen Nachtschatten zu finden waren!

Egal was – Hauptsache, die Kinder sollten ruhig bleiben und nicht bei der Arbeit stören. Die karge Kost tat den übrigen Schaden, der einfach durch regelmäßige Gaben der bekömmlichen Schafs- oder Geißenmilch abgewendet werden konnte.

Zum Segen der katholischen Gelehrsamkeit und aller Welt hätte der gute Mann eine wichtige Erkenntnis gerne in die Welt gebracht: Doch wen interessierten die Leibeigenen, außer, dass sie arbeiten sollten! Ein Aufrührer hätte er werden können, der gute Pater, wie jene in den Urwäldern weit über dem Meer, die erfolgreich Christi Botschaft zu wilden

Völkern brachten und der Welt ein Beispiel des Gottesreiches zeigten, welches im Sinne der Ignatianer lag. So sie nicht verwickelt wurden in Reichsintrigen und Machtspielereien, Klugheit und Gelehrsamkeit den Herrschenden unterordnen mussten, dachte der Pater und behielt es bei sich.

An den Sommerabenden bis in den Herbst hinein war im Gesindehaus ein gutes Leben, denn die Dienstleute von den Feldern und sogar einige aus der Dienerschaft des Herrenhauses kamen zusammen, immer im Abstand zu denen, die draußen schafften: Kätthe in ihrem vierten Lenz – oft in einem Winkel beim Herd oder, wenn ihr winters dieser Platz streitig gemacht wurde – unter der Bank versteckt, hörte voller Neugierde den Reden der Leute zu. An Herbstabenden kamen die Schäfer mit ihren Herden heim, schauernd wärmten sie sich, und manch eine Geschichte ging im Flüsterton um:

„Hast du wieder im Tal die tanzenden Steine gesehen? Wie Hexen, da bei der Egau!“

„Dass du dem nicht zu nah kommst! Der Köhler ist von den Nixen geholt worden, und beim See hat man ihn gefunden: Mit einem Gesicht, dass einen geграust hat.“

„Der Köhler war ja auch wunderbar, oft ist er umgefallen, wie von Dämonen besessen, ich hab' s mal mit angesehen!“

„Hast Wölf heulen gehört? Gestern waren sie ganz nah, der Bello hat den Schwanz eingekniffen, auch noch, als ich ihn geschimpft hab. Ich könnt ihn schlagen, –“

„Ja, hat der arme Hund wegen Dir so eingekniffen?“, warf Johann ein und schüttelte den Kopf. Diesen Abend machte er dem Spuk ein Ende und belehrte den jüngeren über den richtigen Umgang mit den Nachkommen der mutigen Wolfskämpfer diesen Hofes.

Wenn aber das Wetter noch übler, die Nächte länger wurden und ein kalter Wind über das weite Land pfiß, gediehen solche Geschichten noch schauerlicher.

Ratschläge gab es dann auch:

„Hast kein Birkenreis unter Deinem Strohsack? Steck die Vogelbeeren dazu, dann holt dich nicht die wilde Jagd zur Christnacht!“

Willkommen waren dem Mädchen aber die Andachten und Heiligen

Messen, die der Pater in der Hauskapelle zelebrierte.

Doch auch die Christenlehre jeden Sonntag war für Käthe eine willkommene Abwechslung. Während die anderen Kinder tuschelten, Scherze trieben und manchen Streich ausheckten, saß Käthe in der ersten Reihe und hörte voller Hingabe den Geschichten und Legenden zu, die der Pater erzählte. Schüchtern wagte sie es, Fragen zu stellen. Den Spott der Kinderschar ertrug sie dafür, dass sie an der Hand des Paters ihre Furcht manches Mal besiegte:

„Herr Pater, wenn aber in der Kirche auch die Geister sind und uns was antun wollen? Sie drängen mit dem Wind in die Stube, sagt die Köchin.“

„Dort, wo Jesus unter uns ist, verschwinden alle bösen Geister. Musst nur fleißig beten, dann bleibt der Herr bei Dir.“

Das half dem Kind, ebenso wie die stete Fürsorge des Paters.

War es aufgrund seiner Voraussicht? Er ließ sie ein Jahr früher als die anderen zur ersten Heiligen Kommunion zu.

Auch die Gespräche in den Abendstunden des ausgehenden Jahres 1703 wurden düsterer, weniger von Geisterumtrieben als von dem, was von Westen her mit dem unsteten Wind ins Land hineindrängte: Die Heere des gefürchteten Franzosenkönigs waren tief ins Land eingedrungen und durch das Herzogtum Württemberg auf dem Weg zur Donau, bis zum Herzogtum Bayern. Der Wittelsbacher Herzog Maximilian hatte mit ihm ein Bündnis geschlossen, ebenso wie zuvor wie einige der grenznahen Kurfürsten, ausser dem Markgraf Ludwig von Baden, dem berühmten Türkenlouis, der erbittert Widerstand leistete und den brennenden, raubenden General Melac aus der Pfalz vertrieben hatte. Doch nun ging es um Größeres als um ein paar Grenzprovinzen:

Der König von Spanien war ein paar Jahre zuvor gestorben, und um dessen Nachfolge waren die Herrscher Europas in erbitterterten Streit geraten. Dieser Krieg um die spanische Krone wurde in einigen Gegenden Europas ausgetragen. Das Grenzland zum Herzogtum Bayern, an der Donau zwischen Höchstädt und Donauwörth sollte zum zweiten Mal zu einem der Schauplätze zählen. Zuerst war davon nicht soviel zu spüren, nur Gerüchte und abenteuerliche Geschichten erreichten das Gut. Auf seiner Reise aus dem Bayerischen hinauf in die Grafschaft Hohenlohe war der Buttenhans, wie immer im Mai, auf dem Egauhof erschienen.

Nachtlager und eine deftige Mahlzeit heischte er als Gegenleistung für seine Geschichten aus der Welt, die er bereiste. Denn er war weitgereist und wusste am besten Bescheid. Eben schilderte er die Einnahme der Reichsstadt Ulm durch die Bayern:

„Als Bauern und deren Weiber haben die sich verkleidet und sind frank und frei nach Ulm einmarschiert! Ein Offizier musst sich den Leib ausstopfen, um als Bäuerin durchzugehen!“, erzählte er zwischen zwei Bissen eines Krautbratens, den er mit reichlich Bier hinunterspülte.

Lachen dröhnte von den mit Lehm verputzten Wänden des Gesindehauses wieder, doch gleich wurden die Gesichter ernst und sorgenvoll, als er weiter sprach:

„ Gebrennt und gemordet haben die Leut vom Bayernfürsten! Wenn sie schon in den Städten waren, so ging’s den Händlern an den Kragen!“

„Na – wenn´s weiter nix ist“, wandte Johann ein, der älteste und sicher erfahrenste unter allen,

„ denn der Bayer achtet das Landvolk hüben wie drüben!“

„Verlass Dich nicht drauf!“ warnte Hannes,

„ im Krieg ist niemand mehr sicher!“ Es folgte eine fürchterliche Geschichte von einem Bauern auf abgelegener Hofstelle, der aufs Ärgste gepeinigt wurde, dem das Weib geschändet und die Kinder entführt worden und dessen Hab und Gut Raub der Flammen geworden war, und der jetzt ebenso wie der Buttenhannes selber sein Auskommen auf der Landstraße suchen musste.

„Immer frecher wird der Franzos’ und wenn der Kurfürst zum Bauernvolk hält, so gilt das für den mächtigeren im Bunde keineswegs! Die letzte Schlacht bei Donauwörth ist ja gut für ihn ausgegangen und hat Bayern wie Franzosen mutwillig gemacht! Ganz klein hat der Preuss’ sich nach Nördlingen verzogen zum Verschnaufen! Ein Wunder, dass dieser Ort nicht wieder belagert und ausgeräuchert wurde.“

Aufgrund dieser Reden erschraken die Leute. Käthe, unbeachtet von dem Volk, zitterte in ihrer Ecke.

Doch in den Augen ihrer Mutter, der hübschen Lene, glimmte ein Funke auf: Wie wäre es, diesem Leben zu entkommen? Andere Geschichten hatte sie gehört, Geschichten von sagenhaftem Reichtum, zu dem sogar ein geringes Weib kommen konnte, wenn sie es nur geschickt anzustellen

wusste. Im Tross eines Heeres wäre sie mit ihrer Schönheit wohl angesehener als hier unter all den Weibern. Schon sah sie sich als Konkubine eines bedeutenden Offiziers, ja, Generals, stolz einher reiten, und es bedurfte nicht viel, um auch dessen Ehefrau zu werden und in Saus und Braus zu leben!

Der Pater hatte dem nur das Vertrauen auf Gott entgegen zu setzen – und die Prüfungen des Hiob, welche er zum Gegenstand seiner Predigt machte.

Glück war den Hoffnungen der Lene recht schnell beschieden.

Unter einer dräuenden Gewitterwolke kam eines Nachmittags um Jakobi der Niklas durch das Tor gehetzt.

Seine Stimme überschlug sich, als er schrie:

„Macht das Tor zu, macht um Gottes Willen das Tor zu!“

Der Verwalter stürzte aus seiner Türe und hielt den Burschen am Kittel fest. Der schlug so heftig um sich, dass eilends der Roßknecht herbei rannte, den Burschen ohrfeigte und dann niederhielt.

Wer in der Nähe war, eilte neugierig herbei.

Niklas zitterte am ganzen Leib, als er seine Geschichte in Bruchstücken herausbrachte:

„Eine – Armee rückt an, alle mit Rössern und waffenstarrend! Eine riesige Kanone führen sie mit sich, sie werden uns alle niederschießen!“

Alles Volk, welches im Hof geblieben war, lief zusammen. Sogar der Herr selber kam die Freitreppe herab und näherte sich gemessenen Schrittes dem Haufen. Es wurde still auf dem Hof, als seine Dienstleute verstummten, vor ihm einen Halbkreis bildeten und sich verneigten.

„Öffnet das Tor so weit es geht. Es ist ein Kaiserliches Dragonerregiment und wir werden sie beherbergen.“, sagte er nachdem er sich lange in der Runde umgeschaut hatte.

Trauer lag auf seinen Zügen, als er seine Rede fortsetzte:

„Bewirtet sie, wie es geht, tragt auf, was Scheune und Keller hergeben.

Schlachtet die Lämmer für deren Mahlzeit. Führt ihnen morgen die besten Rösser vor, denn darum sind sie gekommen. Und jetzt stellt Euch auf, ordentlich in Reih und Glied, um die neuen Herren zu empfangen!“

Aus den Wolken grummelte es vernehmlich.

Lene jedoch rannte, flog zum Tor hinaus, zur Anhöhe über der Egau

rannte sie und schaute: Von Sonnenstrahlen beglänzt, die Staubwolken schweflig gelb aufwirbelnd, näherte sich die Reiterschar. Kaum hörte die Magd von dort schon gebrüllte Befehle, da kletterte sie auch schon geschickt den Abhang zum Fluss hinunter. Mitsamt ihrem Kleid tauchte sie an einer Stelle ein, die tief genug war, wusch und schrubbte sich, wie es nur ging. Tropfnass stieg sie aus dem Wasser, kletterte ans Ufer und wrang sich gründlich den Rock aus. Da war sonst nicht mehr viel zu machen, der Rock war am Saum zerrissen, verblichen grau und vielfach geflickt. Besser sah Mieder und Bluse auch nicht aus. Doch ihr Gesicht war wieder hübsch, aber leider auch ohne den Schmutz nicht in vornehmer Blässe, die sich Lene immer gewünscht hatte. Sie holte den Kamm aus ihrer Schürzentasche, den ihr der Rossknecht voller Verehrung geschenkt hatte – der dumme Geck, doch dafür ganz nützlich. Während ihr Bluse und Mieder notdürftig trocknete, löste sie die verfilzten Zöpfe und kämmte geduldig ihr dichtes dunkles Haar, Strähne für Strähne vorher mit flinken Fingern entwirrend. Für den Schmerz würde sie doch bald belohnt werden. Sorgfältig flocht sie ihre Haare wieder zu Zöpfen und band sich das Kopftuch auf, aber so, dass die Pracht immer noch zu sehen war. Ihr Mieder schnürte sie so, dass die Taille noch schlanker wirkte, und liess zum Ausschnitt locker. Viel war wohl nicht zu sehen, sie bauschte sich das verschlissene Hemd darunter etwas auf, dann war ihr Busen wenigstens genug zu erahnen. Damit – Gott oder der Verführer hatte es getan – war sie gesegnet.

Der böig auffrischende Wind trieb den Staub des Innenhofes den Leuten ins Gesicht, die zu beiden Seiten des Eingangs gleich hinter dem Torbogen niedergekniet waren. Schon wurde das Hufgeklapper der Vorhut auf dem Pflaster durch den Hall des Torbogens verstärkt, als Lene noch vor den ersten Reitern hineinschlüpfte und direkt vor der Verwalterin zu knien kam.

Das „Große Heer“ war eine überschaubare Einheit Dragoner, und eine Kanone hatten sie doch nicht dabei. Der Wagen, mit einer Plane abgedeckt und hoch beladen, führte Ausrüstung und Proviant mit. Die drei Offiziere ritten nun ein, haarscharf an Lene vorüber. Mit sicherem Blick hatte sie erkannt, wer da das Sagen hatte, und demjenigen ihr offenes Lächeln zugebracht. Mit sicherem Blick des Weiberkenners hatte einer der

Offiziere ihre Vorzüge und ihre Bereitschaft entdeckt. Eine Ohrfeige erhielt sie dafür von ihrer Herrin, doch ungeniert strich sie sich darauf die Haare aus dem Gesicht. Mit dem Schlag der Trommel, welcher auch die Herzen im schnelleren Gleichtakt schlagen liess, zum Einmarsch der Reiter hatte sich ihr Hoffen und Sehnen schier schon erfüllt, und wer war dieses fette Weib dagegen? Ein Hieb mit dem Degen wert!

Lene hielt sich in den kommenden Tagen von den gewöhnlichen Reitern fern und wies ihre Tochter, nun ein Mädchen von acht Jahren, aus ihrer Nähe. Die Soldaten, wenn auch beritten und schon durch den Besitz eines Rosses ausgezeichnet, interessierten sie nicht.

„Soll sich doch die Meierin damit abgeben!“, feixte sie, aus der Scheune beobachtend, wie diese einen der frechen Kerle ausschalt, während sein Kumpan schon wieder nach einer der Wäscherinnen am Brunnen griff. Zufrieden fiel Lenes Blick auf die Seidenbänder, grün und rot leuchtend, die gerade eben jener Offizier ihr geschenkt hatte, den sie so kühn zu Anfang angeblickt hatte. Jetzt hatte sie ihm, vorerst noch in einer Ecke der Scheune, alles gegeben. Schon träumte sie sich zurück und rief sich die Worte des Mannes in Erinnerung:

Sie sei doch etwas Besonderes, was ihm geschenkt wurde. Sie sei nicht wie die anderen, und doch sicher keine Magd, hatte er steif und fest behauptet. Wieder strich sie über die feinen, farbigen Seidenbänder, die ihr der Offizier geschenkt hatte, so wie er über ihre Brüste gestrichen hatte, sie gestreichelt, geknetet, gedrückt. Lene griff sich an ihr Mieder, spürte immer noch die aufgeriebenen Brustwarzen, fühlte seine zuerst zärtlichen, dann heftigen Hände an den Abdrücken nach, die er hinterlassen hatte. Ihr höchstes Gut, ein schöner Leib. Sie umarmte sich selbst, drückte ihren Leib, ihre Brüste nochmals an sich. Sollte es doch dreitausend Mal sündig sein! Lene wusste, es war ihr Gut auf Erden, ein schöner Leib. Und wenn sie es geschickter als damals anzustellen wusste! Vor Aufregung schlug ihr Herz schneller und aufgeregter rieben ihre Finger über die Seidenbänder. Das war sicher nur die erste Aufmerksamkeit von ihm. Sie wollte nicht entlohnt werden, hatte sie ihm gesagt. Nein, sie wollte ihn, dann hätte sie alles. Das, was in Ellwangen von der strengen Mutter sowie der Obrigkeit verdorben worden war, sie mit dem Apothekersohn nicht in Reichtum und Ehre leben konnte, jetzt sollte es wahr werden!

Unversehens riß die schüchterne Stimme ihrer Tochter sie aus dem Traum:

„Du sollst zur Küche kommen.“ Lene drehte sich um, unwillig schaute sie auf ihre Tochter herunter.

„Was willst?“, fragte sie unwirsch.

„Zur Küche musst!.“ Des Mädchens Blick blieb einen Augenblick an den Seidenbändern haften, groß wurden ihre Augen. War es Bewunderung, war es Angst? Sie wusste nur, dass der Pater gegen Eitelkeit und Putzsucht gepredigt hatte, und die Mutter zornige Augen bekommen hatte. So wie jetzt auch. Und dass eine Veränderung anstand, vor der sie Angst hatte.

Fluch der Seidenbänder

Fassungslos stand Käthe draußen vor der Toreinfahrt des Gutshofes, blickte hinauf zum Meier mit seiner eisigen Miene, dann zu dem gütigen Pater, der sich Tränen aus den Augen wischte:

„Der Segen Gottes begleite Dich auch auf ungeraden Wegen.“

Damit zeichnete er das Mädchen mit dem Kreuzzeichen, beugte sich zu ihr herab und küsste das kleine Kreuz aus Ebenholz, das er ihr selbst zur ersten Kommunion an einem schwarzen Halsband geschenkt hatte.

Danach winkte er seinem Schützling, dass sie der Mutter folgte. Beide zogen mit ihren kleinen Bündeln davon, im Staub der vielen Hufe den Reitern hinterher.

Justinus Zollers Traum löste sich in diesem Staub auf, zertrampelt von den Hufen des Kriegs. Wie gern hätte er Käthe nach ihrer ersten Kommunion zu den Barfüsserinnen zur Erziehung und zum späteren Eintritt in eines ihrer Klöster gegeben. Doch der bescheidene Orden befand sich allerortens selbst in großer Bedrängnis.

Wie so vieles andere auch, sollte der Gutshof auf dem Härtsfeld dem Krieg nicht standhalten. Jetzt hatten, wie der Baron vorher schon wusste, der Trupp Dragoner des Habsburgers unter Prinz Eugen sämtliche kriegstauglichen Rösser requiriert, dazu die Futtermittel der diesjährigen Ernte. Die Schafherde war dezimiert. Den Teil der Herde, den die Soldaten nicht gleich geschlachtet und gebraten hatten, fluchend übers Schaffleisch, liessen sie dennoch fortführen.

Eines Nachts wurde der Hof von marodierenden Bayern, die über die Grenze gegangen waren, vollends ausgeplündert und niedergebrannt, während die Leute in die nahen Felshöhlen am Fluss flüchteten. Die Familie von Kaltenfeld erwirkte freies Geleit, welches ihr zugestanden wurde, und gelangte in einer Kutsche einigermaßen wohlbehalten nach Ellwangen, wo sie dann in ihrem Palais unterkamen. Die Dienstleute und ihr Pater, der nicht hatte mit den Adelleuten mitwollen, mussten sich aber auf eine ungewisse Wanderschaft begeben und vermehrten alsbald das Heer der Armen auf den Landstraßen. Bis zu seinem letzten Atemzug wirkte Pater Justinus Zoller unter ihnen und wurde bald bei jenen bekannt, die oft schon lange keinen Beichtvater mehr gesehen hatten. Flüchtig wie die zerlumpte Schar der Vaganten selbst war auch das Andenken an

diesen Seelenhirten.

Niklas aber, durch die erlebten Grausamkeiten aus seiner Traumwelt gerissen, besann sich und trat in das nahe Kloster ein, dem Pater Zollers Vorbild folgend und auf dessen Empfehlung bei den Patres in Neresheim bauend.

Das verlassene Gut auf dem Härtsfeld verfiel. Nur sehr Kundige würden in den folgenden Jahrhunderten anhand der Flurnamen dessen ungefähre Lage ausmachen können.

„Geh zu Deinesgleichen, da hinten im Zug! Hast ja Unruhe genug schon auf dem Hof gestiftet, geh!“

So wurde Lene schon am ersten Abend fortgeschickt. Erschrocken schaute sie ihrem Liebhaber nach, der sich von ihr entfernte und dem Kreis der anderen Offiziere zustrebte.

„Ich gebe nicht auf!“, sprach sie zu sich,

„lass es erst nachher sein!“

Neugierig genug, um ihre Schmach fürs Erste hintanzustellen, drückte sie sich in deren Nähe herum, wie es eben noch ging. So hörte sie deren Gespräch mit. Eben redete Oberst Graf von Leuttenberg:

„Die englischen Truppen nähern sich, Tag und Nacht marschierend!“

„Sie kommen von Ulm her, bei Elchingen treffen sie auf unsere Truppen.

Wir werden dringend erwartet, Nachschub an Rössern ist dringend benötigt.“, warf einer der drei Offiziere ein, der nächste setzte dazu:

„Endlich! Unsere Rosstreiber sind die verletzte Flanke! Falls der Franzos schon durchgedrungen wäre, hätte er zweifellos reiche Beute gemacht!“

„Gibt Er acht auf Seine Leut!“, warnte der Oberst. Offizier von Reinau beschwichtigte:

„Bauersleut sind es, die wir in der Schlacht nicht brauchen können, unsere müssen sich vorbereiten und die Ersatzrösser übernehmen!“

„So lass Er sie die Flanken sichern! Warum ist das noch nicht geschehen?

Dass unser Türkenlouis die Franzosen bei Villingen aufgehalten hat, ist unser knappes Glück! Die Stärke des Einen soll aber nicht für unsere Schwäche eintreten müssen.“

Damit hatte sich der Ranghöchste in Rage geredet. Bewundert spähte Lene zu ihm herüber. Er trug einen glänzend polierten Harnisch über dem

samtenen Waffenrock. Seine Schärpe war mit Gold und Silberfäden bestickt, daran der Zierdegen in prächtiger Scheide. Ein Smaragd stach auffällig am Knauf der Waffe aus all dem Gold und Silber hervor. Jetzt setzte Graf von Leuttenberg seinen Dreispitz wieder auf seinen reichgelockten Kopfschmuck, der nicht mehr von der Natur alleine geschaffen war. Leuttenberg, von der Nähe betrachtet, war sicher schon in den Jahren, da er so eine Perücke brauchte, dachte Lene, Trost im Spott suchend.

„Wir hätten die Knechte von Kaltenfeld mitnehmen sollen!“, mischte sich Lenes Liebhaber ein, „die kennen die Rösser doch schon!“

„Freiherr von Reinau, den Burschen militärischen Drill beizubringen, wäre Ihre Aufgabe! Genauso wie Ihrer Gespielin den Platz zu weisen!“, bemerkte Graf Leuttenberg.

Die Offiziere lachten, Herr von Reinau lachte etwas gezwungen mit.

„Soll Sie sich bei der Vroni nützlich machen, dann hat sie nachher den rechten Drill!“, versetzte er, die Lacher nun auf seiner Seite.

Lene verschwand, um nicht weiteren Anlass für einen Verweis zu bieten. Beim Küchenwagen traf sie die Köchin an, ein kräftiges Weib, die eher praktisch gekleidet war, als ihre Vorzüge zu zeigen, denn, wie Lene mit leisem Spott bemerkte, hatte sie keine mehr zu bieten. Ihre Statur war füllig, ihre Oberarme kräftig wie die einer Bäuerin oder Wäscherin, denn morgens und abends hievte sie Gerät und Kessel vom Wagen, schürte ein Feuer auf dem Feld, kommandierte einige Gehilfinnen und rührte die Suppe oder den Brei. Jetzt war Käthe bei ihr, hatte sich ihr bereits nach einem Marschtag mit kleinen Gefälligkeiten beliebt gemacht und arbeitete ihr ruhig und stetig zu.

Am nächsten Morgen wurde die militärische Formation aufgestellt, wie befohlen wurden die Rösser je eines den Berittenen als Handpferd mitgegeben. Fluchen und Peitschenknall mischte sich ins Wiehern der verschreckten Tiere, welche die fremde Hand nicht kannten.

Auch Lene hatte ihren Platz nachdrücklich zugewiesen bekommen. Neben dem Karren der Köchin hatte sie sich einzureihen, von neugierigen, giftigen und herablassenden Blicken der anderen Weiber empfangen, die meisten wohl Hübschlerinnen, einige jedoch Soldatenfrauen, die um so würdiger ihre Hauben oder einfache Kopftücher trugen, um sich von

zweifelhaftem Stand und Herkunft abzusetzen.

„Dich hat wohl das Glück verlassen!“,

höhnnte dieses Weib auf ihrem Karren, ein jämmerlicher Klepper davor gespannt. Doch Lene schaute von unten grinsend zur Spötterin, die nun über ihr thronte und wohl die Anführerin war.

„Vor einer Woche noch stolz auf dem Ross des Offiziers gesessen! Ich sagte gleich, von Adel ist der Herr und Du ein Spielzeug!“

„Dir wird das nicht mehr geschehen, seid froh!“,

„Käthe, bleib bei der Köchin!“ befahl Lene, als sie ihr Kleid zurecht zog, die Risse am Saum mit der Schürze zu verdecken und mit einer Samtborte das fadenscheinige Mieder aufbessern versuchte.

„Ich möchte den Kerl wieder haben!“, murmelte sie vor sich hin.

„Geflickt am Leib bringt Unglück!“, rief die Köchin zu ihr herüber, als sie ihren großen Kupferkessel vom Karren wuchtete und neben eine Feuerstelle bugsierte.

„Den krieg ich doch noch, und werde sein Weib!“, rief Lene keck lächelnd zurück. Zu lächeln trotz drohender Niederlage, das war ihre Art. Nur den anderen nicht die Blöße zeigen, jetzt ebenso wenig wie damals in Ellwangen, als sie zur Stadt hinausgeführt wurde. Die Buben hatten sie bespuckt, doch sie hatte ihr Leben davon getragen.

Doch er hielt sich fern, so sehr sie nach ihm Ausschau hielt. Das Lager brodelte; die Soldaten bereiteten sich auf die entscheidende Schlacht vor. Jetzt merkte sie wieder, wie ihr schwindlig wurde und das Brot vom Morgen im Magen rumorte. Sie wollte es noch nicht wahrhaben, doch es war jetzt bald drei Wochen her, dass sie vom Egauhof aufgebrochen waren. Doch sie bangte und träumte abwechselnd.

„Du bist schuld, warum bist du mir hinterher! Wärest Du beim Pater geblieben!“, schrie sie anderntags ihre Tochter an, nachdem diese nach ihrer Mutter gesucht hatte. Nun war das Heerlager schier unüberschaubar groß. Es wurde dort aufgeschlagen, wo die Anhöhe einen Blick über ein großes freies Feld zwischen einigen Dörfern freigab. Der Wald, in dem sich der Tross einrichtete, begrenzte das Feld von Norden. Die Donau bildete die südliche Grenze. Von dem Wald aus nach Westen schauend, konnte man Schloss Höchstädt ausmachen. Dort ließen sich die Heerlager der Feinde, Bayern und Franzosen ausmachen. Vom Bergland her rückten

Einheit für Einheit die Engländer an. Ihre Sprache sorgte für eine wahrhaft babylonische Verwirrung, und es wäre sicher zum Chaos ausgeartet, wenn nicht der hochgewachsene Herzog von Marlborough ein Machtwort gebrüllt hätte. Sein Ross, ein nervöses Tier spanischer Abkunft, stieg und wieherte und brachte Unruhe in die Reihe der Tiere, die nun an Seilen angebunden wurden, die von Baum zu Baum gespannt waren. Die fremden Soldaten eilten zu den Tieren und beruhigten sie.

Lene stand in der Gruppe derer, welche die Fremdlinge anstarrten und leise kommentierten.

„Der Marlborough, der ist sicher der feinste von allen, da kann wohl Prinz Eugen seine Staffage einpacken!“, flüsterte eine Magd und stieß die andere an.

„Pah, Du hast Seine Durchlaucht noch nicht gesehen! Er stellt alle in den Schatten!“, antwortete diese.

„Morgen geht's nicht um die Staffage, es geht um Sieg. Da hat der Engländer wohl einige Vorteile. Ganz neue Waffen bringen sie mit, der Teufel von den Andersgläubigen hat ihnen dabei geholfen! In riesigen Hallen hätten sie die Kanonen gegossen, viel größer als unsere gewöhnlichen Schmieden.“, erzählte einer der Wagenknechte, ein alter, einarmiger Soldat, und fuhr fort:

„Von den Fabriken habe ich im Rheintal reden gehört, als es dort unten mit den Pfälzern gegen den Franzos' ging.“

„Du, das glaub Dir wer will! Wie sollte man so eine große Schmiedesse denn bauen! Etwas verstehe ich auch davon!“, warf ein anderer Knecht im zerschlissenen Soldatenrock ein .

„Aber was wisst Ihr Weiber schon. Los, steht nicht so rum!“

Damit scheuchte er die Mädchen und die Weiber auf und davon. Lene jedoch hielt sich hinter ihm, spähte und vertiefte sich in den Anblick der farbigen Uniformen. Silberne und goldene Beschläge blinkten im Dämmerlicht des Waldes, an Kleidung, Waffen und Zaumzeug. In diesem Moment vergaß sie ihre Sorge. Ihre Tochter jedoch näherte sich im Laufschrift und rief nach ihr. Heftig drehte sie sich um, unwirsch griff sie ihre Tochter am Arm.

„Was gibt' s denn?“, fuhr sie die Jüngere an.

„Die Köchin hat nach Dir geschickt.“, antwortete das Mädchen leise und

schluckte. Schnell rannte sie davon, ihrer Mutter voraus. An der Kochstelle atmete sie auf, griff nach den Steckrüben, die in einem Korb aufgeschichtet lagen, einem abgearbeiteten Messer und führte ihre Arbeit fort, der zornigen Mutter entkommen. Besser war das, als in dem Durcheinander der Zelte, Wagen und rauchenden Feuer im Wald herumirren zu müssen. Bei der Köchin war sie geduldet, ohne viele Worte. Die alte Vroni war weit herumgekommen und schaute normalerweise nach sich selber, nachdem ihr Mann und alle ihre Söhne auf dem Feld verblutet waren. Sie nahm das Mädchen auch heute an ihre Seite, nachdem sie ihr den Sack Linsen verlesen hatte, billige Ware, mit Kraut verunreinigt.

„Pass auf, die alte Annusch mit dem bösen Blick!“ Vroni nahm Käthe am Arm und zog sie hinter ihren Karren. Ein altes Weib, unscheinbar, gebeugt und in einen dunklen Rock und ein Tuch gekleidet, das ihr wie Spinnweben auf den knöchigen Schultern lag, schlug ihre Richtung ein.

„Hast' mir ein Platz an Deinem Feuer, Köchin!“ Eine Stimme wie aneinander reibende Steine war es, heiser und durchdringend.

Vroni trat vor.

„Warum Dir? Ich brauche die ehrlichen Leute, die mir meine Suppe abkaufen!“

„Wirst mir ein Stück vom Feuer geben müssen. Die Mutter Deiner Magd braucht's dringend von mir. Deine ehrlichen Kunden kommen dann schon noch nach, wart' s ab und sieh!“

Damit setzte sie sich hin, packte ihr Bündel aus, aus dem es sauer, bitter und scharf zugleich roch, auch ganz leicht nach Tod und Verwesung. Wer das aber roch, war ihr schon zu nahe gekommen. Einige Pulver und einige Späne rührte sie zusammen, auch rote Beeren, die weder saftig noch süß waren. Dann goss sie Wasser aus ihrem Ziegenbalg über die Mischung. Das Ganze kochte, während sie auf ihrem Platz hin und her schaukelte und vor sich hinmurmelte.

Der Köchin blieb nichts anderes übrig, als ihre Säcke mit Zwiebeln und Kraut auf die andere Seite zu packen, dann ihren Kessel und Dreifuß umständlich umzubauen.

„Käthe, bring die Rüben her! Besser den Rauch in den Augen als den bösen Blick!“, rief sie ihrer Gehilfin zu.

Alle mieden dieses Weib, wenigstens bei Tag: Sogar die größten

Prahlhänse unter den Soldaten schlichen still um sie herum, denn ihr Blick war gefürchtet. Mehr noch ihre Zaubersprüche, die sie vor sich hinmurmelte, während sie in ihrem alten Tontopf ihr Gebräu zusammen kochte. Es roch scharf, bitter und manchmal auch wie nach Mäusekot um sie herum. Heute war es der scharfe Geruch nach Reising und Rinde der seltenen Eibe, denn heute, an einem heißen Augusttag vor der großen Schlacht im Donautal bei Höchstädt, war bittend und flehend Lene zu ihr getreten und hatte sie nicht in Ruhe gelassen, bis sie, die Kreuzer von Lene gut verwahrend, den Trank braute. Letzte Nacht hatte sie sich wohl – wie alle anderen jungen, hübschen Weiber hier, für Geld angeboten, noch billiger als die anderen.

„Hol sie her, junges Ding, und hüte Dich selber vor der Ursach des Leidens, den Mannsleuten!“ Die Alte nickte Käthe auffordernd zu, doch die hockte in Schreckstarre, die letzten Worte tief aufnehmend.

„Da kommt sie schon, Deine Mutter, die Dich nicht will! Hier, Du, nimm den Becher voll, rasch trink aus! Ich brauch den Topf fürs Mut- und Tollheitsgebräu, sonst warten die Männer nicht mehr. Oder willst Du als Kindsmörderin in deren Hände fallen!“, flüsterte sie.

Sie fuhr gegen Lene auf, und schier verschüttete diese den bittren Trank.

„Los jetzt, ich mach mein Geld nicht mit Dir, verschwinde endlich mit deinem Balg!“. Lene trank aus, hustete, schluckte und wand sich. Dann richtete sie sich auf, packte ihre Tochter ums Handgelenk und eilte dem Wald zu.

„Ich brauch Dich jetzt, dass Du auf mich achtgibst! Bleib da!“, befahl die Mutter. Käthe blieb. Sie wusste: Heute war sie der Mutter wichtig, morgen musste sie wieder nach sich selber schauen.

Murmelnd und hin und her schaukelnd blieb die alte Annusch an ihrem Feuer sitzen. Lange schon hatte ihre Sippschaft, ein Stamm der umherziehenden Zigeuner, sie voller Grauen aus ihren Reihen verstoßen. Ihre Künste hatten überstiegen, was dies fremde fahrende Volk an Kunst und Geheimnis mitgebracht hatten.

Abgebrühte Haudegen schlugen ein Kreuzzeichen, wenn sie in der Nähe auftauchte, und begaben sich dann am Vorabend dieser Schlacht doch zu ihr.

Die schwarze Annusch hatte alles nur Denkbare überlebt und viel zuviel

gesehen.

Käthe jedoch hielt neben die Mutter sitzend Wache, die jetzt mit bleichem Gesicht und schwitzend unruhig dalag, stöhnend sich hin und herdrehte. Zu Anbruch der Nacht begannen die Krämpfe, wie es die Alte vorausgesehen hatte. Ihr Leib krümmte sich um das Moos, das Käthe ihr zwischen ihre Beine stopfen musste, in das ihr Blut rann und in den Waldboden sickerte, sie schwitzte und fror. Dann erbrach sie, bis nur noch Galle kam. Käthe hatte Hilfe holen wollen, doch mit eisernem Griff hatte ihre Mutter sie festgehalten.

„Nein, Du kleine Dirne, bleib da und lass niemand wissen, was geschieht! Ich will nicht wegen Dir zum Deifel gehen! Deswegen sind wir hier, wo uns keiner findet! Du -pass auf und merk Dir das!“

Es gab wohl schlimmeres als diese Krankheit auf den Tod.

Sogar schlimmeres gab es als die alte Annusch, die in dieser Nacht vorbeigeschaut hatte und keckernd lachend sich davonmachte, nachdem sie auf die Bitten des Mädchens geantwortet hatte:

„Das ist wie es sein muss! Besser sie stirbt als mit einem neuen Balg durchs Leben kriechen müssen! Lass mich besser in Ruhe,sonst endet es böse! Ich muss jetzt die Herrschaften bedienen, die Rotröcke, dass sie beim Spektakel morgen mutig mitspielen, das ihnen Kopf und Kragen kosten wird!“

Sie versetzte das Bier der Soldaten, die nun zu ihr kamen, mit einem Gebräu aus einer gewissen Menge Tollkirsche, dass sie nicht ganz den Verstand raubte, dazu die Kräuter, die den Nachtschlaf fernhalten.Diese hatte sie schon einige Tage zuvor mit Schnaps angesetzt.

Keiner wollte vom nächsten Morgen, der dem Tag der Schlacht voranging, überrascht werden.

Doch Käthe saß noch lange bei ihrer Mutter. Von Krämpfen geschüttelt wurde sie bis in die Morgenstunden. Als ein Rotschwanz den Morgen zwitschernd ankündigte, wurde es besser. Käthe erschrak dennoch, als sie das Blut sah, dunkel und klumpig in den Moospolstern.

„Verscharr es!“ wies ihre Mutter sie an, und presste Leinenfetzen zwischen ihre entblössten Beine. Den Rock hatte sie vorsorglich hochgeschoben, dass er, obwohl zerschlissen und fleckig, nicht noch von verräterischen Blutflecken gezeichnet wurde. Erschöpft schlief Käthe ein.

Feldmusik

Ein Donnern wie aus einer Gewitterwolke drängte sich in Käthes Traum. Sie schrak auf und horchte verwirrt: Der Lärm war echt und kam von den Trommeln der Tamboure. Zum Aufmarsch der Infanteriesoldaten rührten sie die Schlegel wie nur einmal im Leben. Das rhythmische Grollen wogte über das Feld, hin und her, während die Heere aller Parteien sich formierten. Pfeifen und Trompeten fielen ein und spielten einen stolzen, prunkvollen Marsch.

Käthes Mutter war nun auch aufgewacht. Schwankend richtete sie sich auf, hielt sich an Käthe fest und kam zum Stehen. Käthe atmete auf, hatte sie doch Furcht gehabt, ihre Mutter könnte sterben. Sie schickte ein Dankgebet an die beschützenden Himmelmächte, bevor sie, wie ihre Mutter, sich den anderen zugesellte, die durch den Wald dem Schauplatz zustrebten. In der Menge der Trossleute, die sich hinter den vielstämmigen Hutebuchen verbargen, konnten beide mit ansehen, wie die Armeen auf der weiten Ebene einander gegenüberstanden: In vorderster Reihe formierte sich die Infanterie aus Füsiliern, den Männern mit Vorderladern in drei Reihen. Weiter in der Ferne brachten die Reiter ihre aufgeregten Rösser mit einiger Mühe in ihre Gewalt. Diese stampften und traten auch in der erzwungenen Ordnung ihrer Abteilungen, schwitzten, bis sie in der Morgenkühle dampften, warfen die Köpfe schraubend und wiehernd und kauten auf den Kandarenstangen, bis ihnen Schaum vom Maul troff. Es war die bange Unruhe ihrer Reiter, die sie mitzutragen hatten. Prächtig geschmückte Offiziere und Generäle galoppierten die Linien auf und ab, den Berittenen und den Fußsoldaten Ermunterungen zurufend. Lene hatte sich jetzt auch einigermaßen erholt und spähte neugierig durch ein Gebüsch am Waldrand. 'Wie ein Tanz, wie ein glänzendes Fest!', dachte sie. Prächtiger als die Tanzgesellschaften, welche der Baron auf dem Gut gegeben hatte, schien dieses Fest zu sein. Staunend hatte sie damals mit den anderen Mägden heimlich durch ein Fenster auf die Herrlichkeit geschaut, die jetzt vor der Pracht der Reiter und edlen Herren verblasste. Dann fuhr sie erschreckt zusammen. Die erste Salve krachte aus der Richtung der nächsten französischen Einheit, deren Fußsoldaten sofort vorrückten. Als Lene eilends fortlief, den anderen fliehenden Leuten vom Tross hinterher, wurde das erste

Schießen von der nächsten kaiserlichen Einheit beantwortet. Schon bald war die Schlacht gerade an dieser Anhöhe entbrannt, und mit Mühe hielten die Kaiserlichen den Franzosen stand.

Bei ihrer Flucht ließ das Gefolge des Heeres Wagen und ihr Geschirr zurück, denn Wurzeln und sparrige Äste behinderten deren Fortkommen. Einige der jungen Burschen rannten zurück, um Roß und Esel zu bergen. Die Tiere schlugen aus und stiegen, rissen an ihren Leinen oder stolperten über ihre zusammengebundenen Vorderbeine. Käthe hatte sich schon vorher mit den anderen in Sicherheit bringen können, als auch Lene keuchend eintraf.

Brandgeruch wehte schon von dem nächsten Dorf in den Wald.

„Der Frühlingswind der ging dahin

Mit der Schlacht ohne Sinn

Ich war Kind von armen Leut

Und wollt sein Schatz sein in aller Freud“,

murmelte Vroni vor sich hin.

„Von woher hast Du das?“ fragte Lene.

„Von einem französischen Soldaten, vor vielen Jahren.“, antwortete sie.

„Die Franzosenlieder singen, pfui, schäm Dich!“ Lene war in ihrem Element, wenn einmal die Moral auf ihrer Seite stand.

„Sind auch nur Leut“, versetzte die ältere und wandte sich ab, schlurfte müde zu einem Baum und legte sich –wenigstens für kurze Zeit - zur Ruhe.

Das Glück wandte sich gegen die Franzosen, und damit auch gegen das Großmachtstreben des bayerischen Kurfürsten. Auch die Schar im Tross des kaiserlichen Heeres konnte aufatmen, gefangen mit ihren Habseligkeiten im Wald.

Schlachtengeschrei, Getöse, Brand und Schießen gingen auch an diesem Tag vorbei. Siegestaumel erfasste die Truppen des Prinzen Eugen und seiner Verbündeten, dem ruhmbedeckten Herzog Marlborough aus England.

Ein Feiern im Lager ging abends los, ein Grölen und Singen, Trommeln und Pfeifen, welches das Wehgeschrei der vielen Verletzten in den Zelten und draußen übertönen wollte. Auch die Hilferufe jener, die auf dem Schlachtfeld lagen und nicht mehr davonkamen: unter Bergen von

entseelten Leibern. Die Donau hinab waren recht viele getrieben. Eine Einheit Franzosen hatten sich vor der Umzingelung durch die Alliierten in den Fluß retten wollen: Mann und Roß. Der Mann, der selber hätte schwimmen können, wurde von seinen unglücklicheren Kameraden in die Fluten hinabgezogen. Das Bündnis unter General Taillard und dem bayerischen Kurfürsten musste sich geschlagen geben.

Zum Leidwesen der Weiber im Tross hatten die Sieger noch eine andere Beute gemacht: Das ganze Lager mit den französischen Hübschlerinnen. Doch um deren erzwungene Gunst war eine wilde Rauferei unter den Soldaten bereits im Gang. Diesmal war Lene, die sonst Abstand zu den Weibern im Tross gehalten hatte, einer Meinung mit ihnen. Grollend saßen sie beieinander, denn nicht einmal der niedrigste Haufen vom Soldatenpack wollte sich diese Nacht für sie erwärmen, und ihnen dafür von ihrer Beute abgeben.

Das Vorrecht der Offiziere schloss die Gewöhnlichen von französischer Liebeskunst rasch aus, dennoch drückte sich die Meute um das vornehme Lager.

Die Sonne des folgenden Tages schien auf ein Bild des Grauens: Das Schlachtfeld wimmelte von Krähen, summt von Fliegenschwärmen. Kalter Rauch mischte sich mit Leichengeruch. Einige hartgesottene Frühaufsteher suchten schon seit dem Morgengrauen das Schlachtfeld ab: dort eine Tasche mit Patronen, mit Tabak, da sogar etwas Geld. Manche entkleideten die Leichen, die dann da lagen wie Gott sie geschaffen hatte. In der Nacht hatten sogar einige, sicher auch jene gefürchtete Annusch, Stücke aus einigen Leibern geschnitten. Auf geheimen Feuern in abgelegenen Schluchten würde sie Fett auslassen, um eine neue, unbeschreibliche Kriegsartzei daraus herzustellen. Es stand Galgen und Verbrennen bei lebendigem Leib darauf. Dennoch, die Salben waren begehrt: Dieser Krieg daselbst hätte wohl ohne dies niemals stattfinden können, denn auch deren Ingredienzien verliehen, wie es schien, Überkräfte und Todesmut. Es sah ja jeder, wie die Männer gegen Gewehrfeuer und Bajonett anrannten, ohne Verwundung zu spüren. Wie sonst könnten sie dastehen in Reih und Glied dem Gewehrfeuer der Gegenseite ausgesetzt, vor sich und neben sich die Kameraden fallen sehen, dann den Feind zu überrennen suchen, auf Sieg oder Tod.

Einige jedoch benutzten es für Träume, oder, wie gemunkelt wurde, um auszufliegen zu geheimen Plätzen.

Als die Sonne schien, war Annusch – und einige andere – schon lange verschwunden.

Die Marketenderinnen packten ihre Habseligkeiten auf die Karren, gingen nun auch fort, eine nach der anderen, im Schlepp einige der Männer, Soldaten gewesen bis dahin und müde – müder noch in Aussicht der Zukunft: Herumvagabundieren ohne Heimat, ohne Ziel, bis zum nächsten Krieg. Jetzt winkte Vroni müde ab, als Käthe sich ihr anschließen wollte:

„Geh, hungere Dich mit Deiner Mutter durch, Du gehörst zu ihr.“

Diese schloss sich einer Gruppe Soldaten an, die ihrer Heimat in Vorarlberg zustrebten. Sie hatte das Glück gehabt, ein Kleid zu ergattern, eines fast wie von den Französinen. Doch ungetrübt war dies nicht, denn sie musste sich die Bemerkungen ihrer Begleiter so lange anhören, bis sie wieder das alte Gewand darüber zog.

Es waren Füsiliere der Kaiserlichen Armee, etwa sieben Mann.

„Komm, heirat' mich!“, hatte Lene schon mehrmals deren Anführer gebeten, doch der hielt sie hin:

„Wie soll ich Dich heiraten, wenn ich nicht weiß, wie' s in der Heimat zugeht?“

Je näher sie dem Bergriegel entgegenkamen, der mit dem Pfender zum Bodensee hin abschloss, desto abweisender wurde er. Als schon der Bodensee von dem Hügel aus zu sehen war, auf dem die Männer mit den Begleiterinnen lagerten, hob sich deren Laune.

Sie lagerten, sammelten Holz und machten Feuer, ihre Gewehre aneinander gelehnt für jeden sichtbar, dem das Treiben nicht gefiel. Das Fleisch einer Sau, aus einem Stall bei Wangen ausgetrieben und am Vortag geschlachtet, wurde gebraten. Branntwein hatte einer aus dem Dorf Simmerberg furagiert, wie er es nannte, und schenkte aus. Lenes Lachen war der helle Ton zwischen den Männerstimmen, die ein wüstes Lied nach dem anderen grölten.

Die Sonne war längst untergegangen, und Käthe hatte sich bereits ins Heu verkrochen, welches in einem nahen Schober gelagert war.

„Gefällst mir, Deine Tochter auch. Bring sie her!“ Lene sah die Augen des Hauptmanns bei diesen Worten glitzern, doch nutzte sie das, was sie als

Glück ansah.

„Käthe!“, rief sie, doch sie musste hingehen und das Mädchen wachrütteln. Käthe erinnerte sich an die Hände der Mutter, die sie eisern um den Arm fassten und den lagernden Soldaten zuführte.

„Da, tu das, was Dir Vorteil bringt! Bist alt genug!“, zischte Lene ihrer Tochter zu, die mit angstweiten Augen zu den grölenden Männern starrte. Dann, von ihrer Mutter dort hingezerrt, spürte sie die gierigen Griffe eines der Soldaten um ihren Leib. Wie sie festgehalten wurde, ihr Kittel zerriss und sie die kalten gierigen Finger an ihrer geheimsten Stelle spürte. Sie erinnerte sich später noch daran, dass sie vor Entsetzen schrie, ebenso an den Geruch aus den Mündern der Männer. Einer hielt ihr den Mund zu, der andere verging sich an ihr. Das Mädchen, das Käthe war, versank in gnädige Ohnmacht. Lene ging es nicht viel anders.

Nach dieser Untat hatte der Haufen ausgedienter Soldaten dessen Folgen doch gefürchtet. Eilends machten sie sich in selbiger Nacht davon, ließen Lene und das geschundene Mädchen zurück.

Am nächsten Tag war Käthe krank. Sie fieberte, kam von einem wirren Traum in den nächsten und litt unter Bauchkrämpfen.

„Los jetzt, wegen Dir sind wir jetzt alleine! Sei nicht so faul!“ Am Morgen des dritten Tages rüttelte Lene ihre Tochter wach.

„Sonst muss ich Dich zurücklassen, dann seh zu wo Du bleibst! Aber wir brauchen einander noch, um uns durchzubetteln! Der eine oder andere wird sicher erweicht, wenn Du ihn so anschaust wie mich grad!“

Käthe stöhnte leise, krümmte sich und drückte auf ihren Bauch, doch Lene lachte nur.

„Das hab ich für den Vater immer gemacht, meinen Leib hingehalten! Dann hab ich bekommen, was ich wollte, alles! Ich war noch jünger als Du, als er mich das erste Mal wollte! Besser ging' s mir als der Mutter und den dummen Schwestern!“, erzählte sie und zog ihre Tochter aus dem Schober, zog sie mit sich, um vielleicht noch die Soldaten einzuholen. Tag für Tag wanderten sie, erreichten Bregenz und trafen auf dem Kornmarkt auf eine große Gruppe Wallfahrer, denen sie sich anschlossen.

Maria Bildstein zu strömten die Menschen, zur wundertätigen Maria. Die Kirche, der die Pilger zustrebten, war aus dem Tal deutlich zusehen, doch es zog sich noch einen Tag hin. Um diese Zeit, Mariä Himmelfahrt, wurden

dort täglich Messen gelesen. Für die dreissig Tage, der Gottesmutter geweiht, ebte der Zustrom kaum ab. Aus Christi Barmherzigkeit teilten die Leute ihr Brot und ihre Gebete. Käthe lebte in dieser Gesellschaft auf und genas. Pater Zoller hatte ihr außerdem beigebracht, dass die Schafgarbe für Leibweh aller Art heilend wirkte, und so war es auch. Immer wieder pflückte Käthe das Kraut, welches die Weidetiere meistens verschmähte und kaute darauf, bis es den heilsamen Saft hergab. Im Schatten der zwei Zwiebeltürme der Wallfahrtskirche hielten sie sich die letzten schönen Septembertage auf. Mit dem letzten Gewitter des Jahres jedoch mussten sie fort.

„Den Schwarzröcken entkommen!“, spottete Lene, doch Käthe wäre gern geblieben.

Mit einer Gruppe aus Hohenems hielten sie sich zunächst im Rheintal, doch bogen sie, nach einem Ratschlag einer Bäuerin, in Richtung Schwarzenberg ab.

Doch bald waren beide wieder auf sich allein gestellt. Die reichen Handelsleute bräuchten doch sicher Mägde, hatte die Bäuerin gemeint, doch alle Fragen nutzten nichts. Sie waren Fremde, die sich besser nicht erwischen lassen sollten, hieß es. Da und dort ein Brotkanten, da ein Schuppen, um gegen den Regen wenigstens für einen Tag geschützt zu sein. Sonst gruben sie sich heimlich, schon weiterziehend, Rüben von den Feldern rechts der Bregenzer Ache aus. Dann und wann hatte Lene sich lächelnd einem Feldhüter an seinem Nachtfeuer genähert, mit süßen Worten und mit ihrem Leib diesen abgelenkt, während die Tochter hastig erntete. Sie folgten nun einem Bach, der von der rechten Seite der Bregenzer Ache zufloss und wanderten bergauf.

Tiefe Regenwolken hüllten die Berggipfel ein, als sie im letzten großen Dorf dieses Tales ankamen, im Gebiet der Rankweiler Abtei schon, bevor der Weg am Bach entlang steil und unwegsam hinauf führte. Wo genau, wussten sie nicht, da sie Grenzstationen heimlich umgangen hatten, wie alles, was größer war als die Höfe, die nun nichts mehr mit den stattlichen Schwarzenberger Anwesen zu tun hatten.

In dem Dorf jedoch hatten die triefnassen bejammernswerten Gestalten Glück. Ein Großbauer selbst stand in der Türe seines behäbigen Hofes, der nun doch wieder deutlich von der Dürftigkeit der Gegend abstach.

Mit den Blicken eines Weiberkenners taxierte der Großbauer das Weib. Genüsslich liess er die Augen auf und abgleiten, denn die Nässe liess unter dürftigem Gewand die Formen ihres Leibes sehen, von den Hüften zu den Brüsten, die sie ihm entgegenstreckte. Dürr war sie wohl. Doch das würde sich ändern lassen, dachte er. Der Bauer atmete schwer, als er auf das Mieder schaute, das wie zufällig etwas zu lose geschnürt war und den Ansatz der Brüste sehen ließ. Dann schaute er auf . Ihr Lächeln, so ganz und gar nicht zu einer Bettlerin passend. In ihren Augen sah er sein Bild, so jung wie er sich jetzt fühlte, so wie zu der Zeit, bevor er hatte heiraten müssen. So wie sie Hunger und Entbehrung vergessen konnte und ihn anlächelte. Grinsend ließ der Bauer sie zur Türe hinein, übersah, dass die Tochter, ein dürres Mädchen, unentwickelt noch und zu klein für richtige Arbeit, mit ihr durch die Türe schlüpfte.

„Kannst bei mir als Magd bleiben, wenn du Dich gut führst.“, meinte der Bauer, liess ihren Blick dabei nicht los.

Die Stubentür ging einen Spalt auf, und Käthe sah hinauf ins Gesicht eines wohlgenährten Weibes, das die beiden abschätzig musterte.

„Wir haben doch Leut genug!“ herrschte sie ihren Ehemann an, doch der drehte sich brüsk um und grinste ihr ins Gesicht:

„Diese beiden brauch ich noch.“, antwortete er und schob Lene in die große Küche des Hauses. Auch die Mägde am Herd blickten zuerst entsetzt, nickten einander dann zu.

„Der Herr braucht eine Gespielin.“, sagte die eine zur anderen und verkniffen ihre Münder dabei.

So wurde dies Leben nicht viel anders als das, was Käthe kannte.

Ein Schlupfwinkel unter der Eckbank war der einzige Platz, an dem sie von den anderen vergessen wurde. Von dort aus hörte sie deren Reden, wie sie neidvoll über ihre Mutter herzogen, die schon am Sonntag drauf in besserem Kleid und mit höhnischem Lächeln in der Küche erschien.

Denn sie stand tatsächlich beim Bauern in Gunst und führte bald darauf kecke und freche Reden. Vor ihr verstummten die Mägde aus Angst vor des Großbauern Jähzorn, doch Käthe bekam zu spüren, was der Mutter galt. So lernte sie, unauffällig zu werden, schier unsichtbar. Es war stets der ruhige Fortgang der Arbeit unter ihren Händen, aus dem Käthe immer wieder Zuversicht schöpfte, wenn die Menschen um sie herum ihr Trost

und Zuspruch versagten. Diese Bilder tauchten immer wieder vor ihrem inneren Blick auf: eine große dunkle Küche, kühl in dem gemauerten Gewölbe, die rauchende Herdstelle, welche in der Mitte des Raumes Wärme verbreitete. Das Topfklappern, die fremde, harte Aussprache der Bergleute, welche die beiden Zugereisten zunächst schwer verstanden. Über ein Jahr lebten Lene und ihre Tochter dort. Dann wurde alles anders: Schon wieder wand sich die Mutter in einer Ecke des leeren Kuhstalls in Krämpfen und Käthe saß mit angstvollen Augen dabei. Aufgeregt war sogar der Bauer selber davongeeilt, um das Kräuterweib herzuholen. Doch auch die war machtlos. Nur einen starken Trunk gegen die Krämpfe konnte sie ihr geben. In den Armen der dunklen Fremden fand Lene zu einem gnädigen Tod. Käthe erinnerte sich an den irdenen Topf in einem Scheunenwinkel, aus dem es scharf und bitter roch. Der Geruch war fast wie damals vor der großen Schlacht. Nun war die Fremde da, schnüffelte mit wissender Miene an dem Sud und murmelte:

„Da ist Dein Geschwister hingegangen, mit dem Teufelstrunk, in die Hölle, Mädchen!“ Doch sie war angerührt von den Augen des Mädchens.

„Komm mit, wenn d' willst.“, beschied sie knapp.

Käthe ging mit, und ihr Leben wendete sich zum besseren.

